

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 18

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

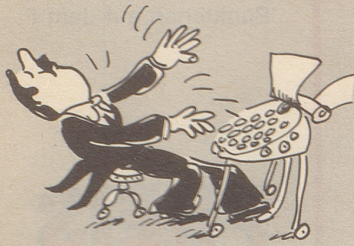
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

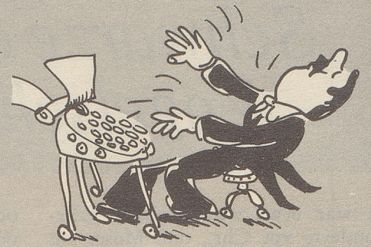
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spott- Revue

von
Max Rüeger

Spott- Revue



Wir sind wieder da!

Da wäre vorerst eine wirklich authentische Anekdote zu erzählen. Ein Freund von mir hatte den Besuch seiner 80jährigen Patin. Die Dame soll sich durch erstaunliche geistige und körperliche Rüstigkeit auszeichnen, immer noch aktiv teilnehmen an vielen Dingen, die um sie herum so täglich geschehen.

So war es denn auch keineswegs unhöflich oder gar unstatthaft, Madame tagsüber alleine zu lassen, dann nämlich, wenn mein Freund der Arbeit nachging.

Am Morgen jeweils besprach man sich, berichtete die initiative Besucherin über ihre Unternehmen vom Vortag.

So schilderte sie denn am Frühstückstisch munter, daß sie gestern wieder einmal unbezähmbare Lust verspürt habe, ins Kino zu gehen. «Ich wollte endlich wieder einen Film sehen!»

«Und – wo warst du?»

«Ach weißt du, ich sehnte mich nach einem jener wunderschönen, alten Musikfilme, die ich in früheren Jahren so liebte und die es eigentlich gar nicht mehr gibt...»

Vielleicht ahnen Sie die absolut kabarettreife Pointe: die Achtzigjährige hatte sich «The Last Tango in Paris» angeschaut.

Amüsement und Entsetzen hielten sich bei meinem Freund nach dieser Mitteilung die Waage. Auf die schüchtern vorgebrachte Frage, wie ihr der Film gefallen habe, antwortete die Dame:

«Am meisten ärgerte mich, daß ich bis fünf Minuten vor Schluß warten mußte, bis endlich dieser Tango zu hören war!»

Tusch – Black Out – Applaus.

Nun, «The Last Tango in Paris», der Schocker mit Marlon Brando und Maria Schneider, bewirkt in aller Welt längliche Warteschlangen vor den Kinokassen. An Stammtischen werden schmunzelnd Details erzählt, out ist, wer noch nicht in war, leicht gehemmte Menschen reagieren so, wie man vor Jahren den käuflichen Erwerb des «Playboys» glaubte rechtfertigen zu müssen: sie ziehen ein ernstes Gesicht, senken die Stimme und heben zu einer Dissertation über Kunst an. Beim «Playboy» schwärmte man von den literarisch

wertvollen Kurzgeschichten, von den hochbrisanten Interviews mit faszinierenden Persönlichkeiten – beim «Last Tango» teilt man mit, die erotischen Szenen träten völlig in den Hintergrund, betrachte man den seelischen und körperlichen Verfall zweier Menschen, die sich hilflos ausgeliefert seien und sich gegenseitig in den Abgrund zögen. An der Aufrichtigkeit solcher Beurteilung soll zumindest halbwegs nicht gezweifelt werden. Immerhin: «das andere» hat doch wohl in jedem Fall verkaufsstimulierende Wirkung, am Zeitungskiosk wie an der Billettkasse, warum auch nicht übrigens, wer da angewideretes «tz tz tz» verlauten läßt, verdient höchstens ein mitleidiges Lächeln.

Wer nun aber glaubt, «The Last Tango» habe auf allen fünf Kontinenten primär einmal eine totale Verrohung der Sitten zur Folge, er lasse alle Schranken fallen und die Menschheit gehe Zeiten entgegen, in denen das alte Rom vergleichsweise von geradezu klösterlicher Strenge gewesen sein müsse, der obliegt einem fatalen Irrtum. Ich zitiere eine dpa-Meldung aus Rom:

«Der Tango, Modetanz der dreißiger Jahre, hat in Italien eine Wiederauferstehung erfahren. Der Film «Der letzte Tango in Paris» hat Tausende von Italienern angeregt, den Tanz wieder aufleben zu lassen. In Mailand spielen 25 Nachtlokale nur noch Tangomusik. Da sich der Tanz nicht einfach improvisieren läßt, haben einige eigene Tanzlehrer engagiert. Aber auch die offiziellen Tanzschulen haben überfüllte Sonderkurse.»

Natürlich: die nostalgische Welle brandet seit etlichen Monaten über uns hinweg. Ihr erstes Rauschen wird datiert in die Wochen der «Love Story», auch Millionen Jugendliche wären, so vermerken Beobachter, des Pop-Getöses und Soul-Gezeters leid, man sehne sich nach sanfteren, weicheren Klängen traditioneller Machart, Geigen spielen wieder die erste Geige, man transpiriert nicht mehr ausschließlich auf dem Parkett, man harmonisiert.

Dennoch hat mich die Tango-Nachricht aus Italien ebenso erstaunt wie beglückt. Ich sehe wieder große Abende anbrechen für uns mittlere Jahrgänge mit leicht fülligem Körperbau, jetzt kann dann

Hänschen erneut brauchen, was er im Mittelschul-Tanzkurs eins-zwei-drei-vier gelernt hat, jetzt ist man nicht mehr Grins-Objekt der Diskotheken-Stammkundschaft, so man sich verbissen bemüht, Pop-Rhythmen einigermaßen adäquat in tänzerisches Natur-Erleben umzusetzen.

Nun dürfen wir wieder verklärt mit der Partnerin gleiten, zart die Füße zu Drehungen kreisen lassen, mit den Schuh-Spitzen neckisch das Trio antippen und zwischendurch auch wieder einmal ein prickelndes Drückerrchen auf dem Schulterblatt wagen oder gar scheinbar unbeabsichtigt mit der

eigenen Wange die Wange vis-à-vis streifen.

Und all das verdanken wir dem letzten Tango. Das angeknackte Selbstbewußtsein des Bald-Vierzigers wird aufgeforstet, überwunden ist das Greisen-Trauma, das sich einem bisher, einem eisernen Ring gleich, um die Brust legte, so man linksch ein Dancing betrat, man darf wieder Damen am Nebentisch zuzwinkern, denn man weiß sich als Meister der demnächst folgenden Tanzform.

Ich finde, «The Last Tango in Paris» ist ein großartiger Film. Auch wenn ich ihn noch nicht gesehen habe.

Max Rüeger: Verse zur Zeit

Lügen

Wenn ein Kind sagt,
es habe keine Schokolade gegessen,
aber die Mutter sieht
braune Spuren im Gesicht
— das kann nur Schokolade sein —
dann ist das eine kleine Lüge.
Wenn Nguyen Van Thieu,
Südvietnams Präsident, behauptet,
in seinem Land werde nicht gefoltert,
aber die Welt sieht
Krüppel, an Betten gefesselt,
liest Berichte von Geschundenen —
dann ist das eine große Lüge.
Wenn Jane Fonda,
Filmschauspielerin, mitteilt,
alle, die von Folterungen
in Nordvietnam erzählten,
seien «Lügner und Heuchler»,
aber die Welt sieht
Geschlagene mit Wunden,
hört stockende Worte von Leidenden —
dann ist das eine große Lüge.
Wir lebten seit eh und je
mit kleinen Lügen.
Wir nehmen nun offenbar
auch große Lügen einfach hin.
Wie abgestumpft müssen wir sein
gegen die Wahrheit?

Unwirtliches

Die beschwörende Geste von Preisstopper Leo Schürmann, veröffentlicht in vielen Tageszeitungen, vermag mich nicht darüber hinwegzuträuschen, daß wir drauf und dran sind, einem wesentlichen Teil unseres Daseins Valet sagen zu müssen.

Man kann, als Angehöriger mittlerer Einkommensklassen, nicht mehr mit Freunden sich in Wirtschaften zu fröhlichen Runden zusammenfinden, wenn es einen nach dieser Form zwischenmenschlicher Kontakte drängt.

Man muß mathematische Akrobatik betreiben, bevor man die Eingangspforte einer lieben Beiz aufstößt, man hat Münzen zu zählen, ehe man die Stilart des Durstlöschens oder Hungerstillens bestimmt. Denn: unsere Restaurants, vom Nobellokal bis hinunter zur Feierabendkneipe, sind unverschämte teuer geworden.

Ach ja: Backpulver, Bürostühle, Lippenstifte, Illustrierte, Bettwäsche, Wachskerzen, Schraubenzieher, Katzenfutter, Blumenzwiebeln, Konzertflügel – alles ist mit jenen Prozentsätzen belastet, die uns schleichendes Aergernis sind, die Spirale dreht sich vor unseren Augen, man wettet und flucht, man stöhnt oder formuliert resigniert Bekenntnisse zur Bescheidenheit.

Aber in den Wirtschaften, so will's mir scheinen, ist's am schlimmsten. Seit Wochen schon wache ich morgens um drei schweißgebadet auf, denn ich sah im Traum Hunderte von Speise- und Getränkearten. Handgeschriebene, kleine – grafisch kostbar gestaltete – simpler Karton oder feudales Imitationspergament –, und alle, alle haben sie eine Gemeinsamkeit: Papierstreifen.

Papierstreifen, die hinter den Speise- oder Getränke-Bezeichnungen senkrecht hinunter aufgeklebt sind. Sie überdecken die alten Preise – was man neu zu bezahlen hat, verschlägt einem korrigierend den Atem. Besonders rücksichtsvolle Wirte verwendeten für diese Klebe-Aktion speziell transparentes Papier – da kann man auch noch die früheren Summen lesen und frohgemute Rechenübungen anstellen, um wieviel nun das Filet vom Grill oder der Wurstsalat oder der Hallauer oder die Limonade aufgeschlagen habe.

Da wählt man also nicht mehr nach Lust und Laune, sondern nach möglichst minimier Differenz.

«Heute will ich nur um zwölf Franken teurer sein als im Dezember» – diesen Vorsatz in die Tat umzusetzen heißt dann, ungeliebten Ochsenmaulsalat und zeitlebens gehaßten Tiroler zu konsumieren.

Weil man schmaler durchmußt, wird man dicker. Dieses physiognomische Paradoxon ist ebenfalls

im Preisanstieg begründet. Zähneknirschend läßt man sich eine Stange Bier bringen, wo man vordem eher dem Rebensaft huldigte.

Und das in sämtlichen Schweizer Beizen so überaus populäre Spiel des Rundenzahlens – es stirbt langsam aber sicher aus. Was früher eine nette Geste unter lieben Freunden war – «also die nächste Rundi geht dann uf mich» – wird heute zu einem finanziellen Abenteuer, das an den Grundfesten der Existenz rüttelt. Eine vielleicht vorschnell hingeworfene Bemerkung, man übernehme den Kaffee plus die Schnäpse aller Anwesenden, kann bewirken, daß Weib und Kind zu Hause drei Tage darben müssen.

Sie müssen übrigens auch darben, wenn sie zufällig dabei sein sollten. Servierdamen und Servierherren, mit denen man auf stammgastlichem Fuße steht, altern beängstigend schnell, verräterisches Grau durchzieht ihr Haar, Kummerfalten graben sich tief ein in vordem glatte Züge, und in ruhigen Momenten gestehen sie, seit die Preisaufschläge gemacht worden wären, damit die Kasse stimme, stimme die Kasse überhaupt nicht mehr.

Positive Mitbürger registrieren natürlich, daß man in vielen Lokalen den traulichen Tisch in der hinteren Ecke leichter reservieren kann als noch vor einem halben Jahr – die Intensität der Besuche etlicher Gäste hat merklich nachgelassen, man darf da in die Breschen springen, die die Teuerung schlug.

Ich möchte ja liebend gerne Schleichwerbung betreiben und ein, zwei Lokale aufzählen, die nach wie vor dem Prinzip der zivilen Preise nachleben, wo man kulinarische Köstlichkeiten mampfen kann, ohne pausenlos bebend an die Rechnung zu denken, wo man die gleiche Note wie ehemals zur Bezahlung zücken kann, ohne in Nöte zu geraten. Man bekommt einfach ein bißchen weniger zurück.

Aber solcherlei Werbung wäre unstatthaft. (Auf persönliche Anfrage hin bin ich gerne bereit. usw....)

So oder so: es ist traurig, was sich in den Wirtschaften abspielt. Schlichter Zorn kann einen übermannen bei der Lektüre der Karten. Kein dümmeres Sprichwort gibt es gegenwärtig als dasjenige von der Rechnung, die man ohne den Wirt macht.

Und ich habe es auch bereits aufgegeben, auf die posthume Wirkung eines anderen Volksmundes zu hoffen. Der Wirtverein lebt zwar davon, was das Volk mit der Hand in den Mund führt – aber aufs Maul hat er dem Volk noch nie geschaut.

Ja eben – der Volksmund:

Durch Schaden wird man klug.

Prost – aber zu Hause!



Nein, nicht was Sie jetzt denken! Hinter diesem Schaufenster treiben weder ein exklusiver Porno-Shop noch eine frivole Mädchenhändler-Bande ihre dunklen Geschäfte. Pfui! Was haben Sie bloß für eine schmutzige Phantasie! Vielmehr handelt es sich um die Fensterfront eines höchst ehrbaren und seriösen Basler Ladenlokals, das der Dekorateur in der Eile – oder in der durchaus einleuchtenden Annahme, daß Fleisch zu Fleisch gehöre wie Bein zu Bein – mit diesen für sich sprechenden Plakaten einer Strumpf-Marke verzierte.

«Der letzte Tango von Paris»

Dieser heiße Streifen mit der radikalen Sexualität (größter Kassenfüller aller Zeiten und gemäß den Hohepriestern der Filmkritik beileibe kein Porno!) wurde in München aus Angst vor dem Staatsanwalt unter dem falschen Titel «Heinrich» gestartet (bei unverändertem Inhalt natürlich). Da kann man nur mit Goethe sagen: Heinrich, mir graut's vor dir! *bi*

Unsere Informationsbesessenheit

Alle wollen von allen und allem alles wissen. *bi*

EL&P

Der geeignete Rockfan kennt dieses Signet seiner Top-Super-Band Emerson, Lake & Palmer, die auch in Zürich 11 000 «Vergifteten» die Herzen beglückte und die Ohren malträtierte. «Ein Millionengeschäft mit Musik» hieß dazu eine Zeitungsüberschrift, die nur den Fehler hat, daß «Musik» nicht in Anführungszeichen gesetzt war. *bi*

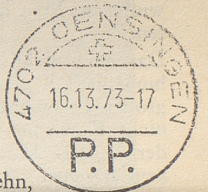
Kompliziert

Eine Dame deutet in einer Tierhandlung auf einen Käfig, in dem zwei Papageien sitzen, und wünscht einen davon zu kaufen. Der Ladeninhaber sagt: «Geht leider nicht.» – «Warum?» fragt die Dame. Der Verkäufer: «Der eine spricht nur chinesisches und der andere ist sein Dolmetscher.» *TR*

Prompte PTT

Lieber Nebi! Nun kannst Du sehn, wie schnell es geht, wenn es sich um den Zahltag dreht. Kaum hat sich irgendwas gerührt, hat ihn die Post schon eingeführt. Es grüßt Dich eine Selbständige.

A. F., Rapperswil



So kommt's, wenn man in der Schule zu sehr den Taten Winkelrieds lauscht und dabei die Orthographie vernachlässigt. Aber keine Angst. Noch sind wir in der Schweiz nicht soweit, daß widerrechtlich Durchfahrende unverzüglich aufgespießt werden könnten. Die amtliche Verlautbarung aus St.Gallen beruht lediglich auf einem Irrtum. Photo: A. Trautweiler